

Mischa Meier, Steffen Patzold: August 410. Ein Kampf um Rom. Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 259 S. EUR 19.90. ISBN 978-3-608-94646-8.

„Am 24. August des Jahres 410 eroberte ein Heer unter der Führung eines Generals namens Alarich die Stadt Rom. Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die alte Hauptstadt des Römischen Imperium. Am 27. August zogen sie wieder ab“ (S. 240). In diese dürren Worte kleiden Mischa Meier und Steffen Patzold die Ereignisgeschichte im Zusammenhang mit der Einnahme Roms durch die Goten. Die Geschehnisse allein ergeben daher keineswegs den Stoff für ein Buch von rund 250 Seiten, es sind vielmehr die Deutungen des Ereignisses durch die Zeitgenossen und die Vertreter späterer Epochen im Lichte ihrer jeweils individuellen Erfahrungen und Interessen, die den hier gemeinten „Kampf um Rom“ ausmachen und Gegenstand der Gemeinschaftspublikation des Althistorikers Meier und des Mediävisten Patzold sind. Zu derartigen Deutungen gehört strenggenommen schon die Qualifikation der Soldaten Alarichs als „Goten“. Bereits die Begriffe führen mitten hinein in die Auseinandersetzung um die Bedeutung des Geschehens. Meier und Patzold zeigen exemplarisch auf, wie Geschichte mittels Zuschreibung von Bedeutung „konstruiert“ und somit im Lichte spezifischer Erfahrungen mit Sinn angereichert wird. So werfen sie einen Blick auf die Arbeitsweise des Geschichtsschreibers und des Arsenals, dessen sich dieser bei der Interpretation des Geschehenen bedient, um mit Hilfe vorhandener Deutungsangebote und eigener Erkenntnisse vor dem Hintergrund subjektiver Erfahrungen einen eigenen Deutungshorizont und damit einen „zeitgemäßen“ Zugang zur Geschichte zu entwickeln und zu präsentieren.

Die Autoren bekennen sich dazu, „Geschichte nicht mehr länger in Strukturen, Normen und Ordnungen stillzustellen, sondern ernstzunehmen in ihrer Schnelllebigkeit, als ein Produkt, gemacht von Menschen aus Fleisch und Blut, die Entscheidungen fällten, demgemäß handelten und dabei ihre eigenen Ziele und Interessen verfolgten“ (S. 10). Zugunsten der Deutungsvielfalt nehmen sie Abschied von der Deutungshoheit des Historikers, wie sie besonders signifikant beispielsweise Thukydides (1, 22, 2–4) für sich in Anspruch nimmt. So nutzen Meier und Patzold die Chancen, die sich aus einer Historisierung der unterschiedlichen Deutungen für das Verständnis einer „Verflüssigung“ zeitgebundener und wissenschaftlicher Anschauungen zu einem Ereignis im Lichte jeweils aktueller Interessen und davon abhängiger Einschätzungen ergeben. Mit der Prüfung von Traditionsquellen und wissenschaftlicher Literatur auf ihre Zeitgebundenheit und der im Vergleich dieser Deutungshorizonte untereinander sich ergebenden Multiperspektivität verfassen sie zugleich ein Lehrstück über historisches Methodenbewußtsein.

Als Beispiel eignet sich hierzu trefflich die Eroberung Roms durch die Goten im August 410, ein Ereignis, das sich nun zum 1600. Male jährt. Dieser für die

Römer eigentlich unvorstellbare „Fall“ ihrer Hauptstadt hat nicht nur die Zeitgenossen zu teilweise düsteren Reflexionen veranlaßt, sondern ist auch später immer wieder durchdacht und gedeutet worden. Hieraus ergibt sich, Schicht um Schicht, eine Vielzahl teils voneinander unabhängiger, teils aufeinander aufbauender, antwortender Stellungnahmen, immer mit Zeitbezug, die, in eine chronologische Abfolge gebracht, zusammen die Deutungsgeschichte des Ereignisses ausmachen. Meier und Patzold stellen diese in drei Abschnitten vor: Sie beginnen mit zeitgenössischen Stimmen aus der Anfangsphase des 5. Jahrhunderts, gehen über zu Geschichtsschreibern von der Spätantike bis zur Wende in die Neuzeit und schließen mit Historikern von der Spätaufklärung bis heute.

Den Anfang macht Claudian, der mit seinem panegyrischen Versepos *De bello Getico* im Jahre 402, acht Jahre vor dem Fall Roms, die Schlacht bei Pollentia zu dem entscheidenden Sieg des Reichsfeldherrn Stilicho über Alarich stilisierte und damit zum Endpunkt eines langen, letztlich erfolgreichen Krieges der Römer gegen „die“ Goten erhob. Als für die weitere Entwicklung bedeutsam stellen Meier und Patzold Claudians Sichtweise eines einzigen jahrzehntelangen Gotenkrieges und die Zuschreibung der barbarischen Promotoren dieser Auseinandersetzung zu denselben einheitlichen Goten heraus. Auf diesen Voraussetzungen baute der Kirchenvater Hieronymus auf, indem er die von Claudian vorbereitete Vereinheitlichung der römischen Auseinandersetzungen mit den Goten auf über dreißig Jahre bis 410 ausdehnte und in einen eschatologischen Deutungsrahmen stellte, der ihm half, seinen Gesprächspartnern aus der römischen Aristokratie den Gedanken an eine christlich-asketische Lebensweise nahezubringen. So wurde das Katastrophenszenarium vom Untergang Roms durch Hieronymus für Zwecke instrumentalisiert, an denen ihm besonders lag. In dieser Richtung arbeitete Augustinus weiter. Er sah im Fall Roms eine Prüfung Gottes für die Gläubigen und nutzte ihn so als Anlaß und Hintergrund für die Abfassung seines großen apologetisch-theologischen Hauptwerks *De civitate Dei*. In der Deutung des Orosius schließlich wurde die Katastrophe zum Heilsereignis mit Alarich als Werkzeug Gottes und „Sinnbild einer fortschreitenden christlichen Symbiose von Römern und Barbaren“ (S. 68). Das pagane Gegenbild zu diesen Vorstellungen verkörpert Rutilius Namatianus, dessen Romidee so von den realpolitischen Erfahrungen des Jahres 410 gelöst zu sein scheint wie die *civitas Dei* Augustins von der *civitas terrena*.

Auf sehr überzeugende Weise vermitteln Meier und Patzold die Facetten der Deutung des Falles Roms in der Rezeption dieses Ereignisses durch die Zeitgenossen in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts. Dies wirkt vor allem dadurch einsichtig, daß die Anknüpfungspunkte für diese Deutungen bei dem jeweiligen Vorläufer und die Weiterentwicklung der Interpretation dieses Ereignisses im Laufe der Zeit und währenddessen gemachter Erfahrungen jedesmal genau benannt und vorgestellt werden. Dadurch ergibt sich in den Abhängigkeiten und Verschiebungen der Deutungsaspekte ein Konglomerat mehrerer

sich nach und nach erweiternder und verändernder Schichten von Bedeutungszuschreibungen.

Das setzt sich mutatis mutandis bei den diversen Geschichtsschreibern der oströmischen Reichshälfte fort. Standort, Interessen, Konfession, Zeitnähe sind Faktoren, die die Bewertung der Eroberung Roms im Jahre 410 beeinflussen, wenngleich das Ereignis im griechischen Sprachraum bei weitem nicht denselben Stellenwert wie im Westen hatte. Eine wichtige weitere Stimme stellt Jordanes dar, der die Goten in zwei Großgruppen mit je eigenen Königsfamilien trennte und ihnen Kontinuität vom 4. Jahrhundert bis in seine Gegenwart verlieh. So wurden aus Alarichs Goten Westgoten, die Schuld für die Eroberung Roms aber unfähigen Kaisern in die Schuhe geschoben. Für Isidor von Sevilla ging es um das Miteinander von Goten und Römern im katholischen Spanien unter katholischen Gotenkönigen; nach diesem ohne den Kaiser auskommenden Konzept hatten Goten und Römer mit dem Jahr 410 die Rollen getauscht. Die Erfahrungen von der schnellen Veränderlichkeit der Zeitbedingungen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts sensibilisierten Otto von Freising für Aspekte des Niedergangs Roms und den Aufstieg der Franken und damit den Wechselbezug zwischen den einzelnen Weltreichen. Am Übergang zur Neuzeit interessierten sich Geschichtsschreiber wie Flavio Biondo, Franciscus Irenicus und Johannes Magnus für nationalgeschichtliche Entwürfe mit jetzt innerweltlichen Erklärungsmustern. So konnte mit dem Jahre 410 etwas Neues beginnen, konnten die Goten als „die wahren Germanen“ (S. 153) gelten oder mußten für die Identitätsbildung der Schweden und ihre aktuellen politischen Ambitionen herhalten.

Eine große Spannbreite von Deutungen stellen Meier und Patzold für die letzten gut 200 Jahre vor. In Edward Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“ (1776–1788) spielen Barbarentum und christliche Religion eine wichtige Rolle für den Untergang Roms. Alarich wird zum positiven Gegenbild des römischen Kaisers und der Fall Roms im Jahre 410 zum Sinnbild stilisiert, mit dessen Hilfe der sich noch Jahrhunderte hinziehende Niedergang des an seinen strukturellen Schwächen leidenden Reiches schlaglichtartig beleuchtet werden kann. Somit ist die Eroberung Roms in einen Spannungsbogen integriert, der der Darstellung Gibbons die Überzeugungskraft verleiht. Für Ferdinand Gregorovius nimmt Alarich in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ mit der Eroberung Roms eine Schlüsselstellung ein, die den immer maßgeblicheren „germanischen“ Einfluß anzeigt, der mit Hilfe der christlichen Kirche später für die Wiederherstellung des Reiches sorgte. In dieser Sichtweise spiegeln sich Wunschvorstellungen der nach staatlicher Einheit strebenden Deutschen im 19. Jahrhundert wider. Gregorovius bietet Berührungspunkte mit Gibbons Darstellung, entwickelt aus der römischen Dekadenz jedoch eine Perspektive, die den Blick auf eine zukunftssträchtige Entwicklung lenkte und später der wiedergewonnenen Staatlichkeit Deutschlands einen willkommenen

menen Rahmen für sein Selbstverständnis bot. Im national-konservativen Sinn formulierte dies etwa Felix Dahn für ein breites Publikum, während Wilhelm Capelle mit seinem wissenschaftlichen Anspruch im Rahmen seiner Forschungen zur germanischen Altertumskunde im Dritten Reich kaum noch renommieren konnte.

Ein durchaus furioses Schlußkapitel mit dem Untertitel „Ein neuer Kampf um Rom“ ist der Neuausrichtung der Völkerwanderungsforschung durch den Ethnogenese-Ansatz Herwig Wolframs und Michael Kulikowskis polemischer Auseinandersetzung mit der „Wiener Schule“ gewidmet. Den Aspekt der gotischen Ethnogenese in Auseinandersetzung mit den Römern scheint Kulikowski in seiner Monographie „Rome’s Gothic Wars“¹ aufzugreifen, um – als Schüler Walter Goffarts mit Hilfe der Kritik an Jordanes – Wolframs Ansatz gänzlich beiseitezuschieben und durch die Vorstellung zu ersetzen, die Goten seien aus Gründen der Definition brauchbarer Feindbilder im 3. Jahrhundert von den Römern geschaffen worden. Gut nachvollziehbar vergleichen die Autoren diese Interpretation des amerikanischen Althistorikers mit Vorgehensweisen der Vereinigten Staaten zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Den in den Überschriften zu den fünfzehn Kapiteln genannten zeitgenössischen und späteren Interpreten des Falles Roms im August 410 sind in den Ausführungen oftmals weitere Deutungen beigegeben, die den Zugang einer bestimmten Zeit zu diesem Handstreich Alarichs in verschiedenen Nuancen zu erschließen helfen. Die inzwischen 16 Jahrhunderte andauernde Deutung dieses Ereignisses ist in jedem neuen zeitlichen Kontext von vielerlei Voraussetzungen abhängig; der Fall Roms erklärt sich daher keineswegs von selbst. Dessen Deutung wurde in der Vergangenheit durch das Denken in Gegensätzen, etwa von paganen Kulturen und Christentum sowie von Römern und Barbaren, in bestimmter Weise geformt. An diese Gegensätze schlossen sich andere, neu abgeleitete Deutungen an, die konfrontierten, parallelisierten und infolgedessen simplifizierten. In der Projektion auf die eigene Zeit entstanden auf diese Weise zeitgebundene Konstrukte. Meier und Patzold zeigen am Beispiel der Eroberung Roms Ende August 410 durch die Goten sehr anschaulich, daß die Auseinandersetzung mit Geschichte gerade diese Konstrukte, weniger die puren Ereignisse, zum Inhalt hat. Daher bleibt, um ein Forschungsfeld von heute zu nennen, umstritten, also deutungsbedürftig, ob Ereignisse wie die Eroberung Roms durch Alarich eher Epochenäsuren oder Kontinuitäten markieren.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

1 Deutsche Übersetzung unter dem Titel: Die Goten vor Rom, Stuttgart 2009; Besprechung von Ulrich Lambrecht, in: *Plekos* 11, 2009, S. 141–145.